

Johan Harstad



UNTER DEM PFLASTER LIEGT DER STRAND

Roman. claassen

Johan Harstad
Unter dem Pflaster liegt der Strand

Johan Harstad

**UNTER
DEM PFLASTER
LIEGT DER
STRAND**

Aus dem Norwegischen
von Ursel Allenstein und Stefan Pluschkat

cllaassen



Die Originalausgabe erschien 2024
unter dem Titel *Under brosteinen, stranden!*
bei Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.



Diese Übersetzung wurde mit finanzieller Unterstützung
von NORLA, Norwegian Literature Abroad, veröffentlicht.

Die Arbeit der Übersetzer:innen am vorliegenden Text
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.



claassen ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH
www.ullstein.de
ISBN: 978-3-546-10106-6
© 2024 by Johan Harstad
© 2025 der deutschen Ausgabe:
Ullstein Buchverlage GmbH,
Friedrichstraße 126, 10117 Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Gesetzt aus der Sabon LT Pro

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

*If you could do it all again
Big deal, so what?
Please let me know
When you've had enough*

Dawn Chorus – Thom Yorke



»Atome sind was für Leute, die das große Ganze nicht sehen.«
Ich weiß nicht, wer das sagt.

Dies ist keine Stadt. Es ist die Illusion einer Stadt. Trotzdem bewegen wir uns in ihr voran, ganz langsam, an einem Juni-nachmittag im dichten Berufsverkehr. Ich sitze auf einer harten Plastikbank im offenen Oberdeck eines gelblichen Busses, zusammengepfercht mit den anderen Teilnehmern der IAEA-Konferenz 2018 *Neue europäische Denkansätze für den Umgang mit Kernbrennstoffen und anderen radioaktiven Abfällen*, eine viertägige, in einem anonymen Saal im ersten Stock des Hilton in der Ulica Grzybowska abgehaltene Veranstaltung, auf die ich mich zur Verwunderung der meisten Außenstehenden bereits gefreut habe, als die Einladung kam und unser Haus in Pori noch von dichtem Schnee umgeben war und Ebba und ich glaubten, dieses Mal würde der finnische Winter ganz sicher nicht weichen. *In Finnland ist selbst die Natur schwerfällig*, Ingmar, sagt sie oft. Ab und zu winken die Einheimischen unten auf den Bürgersteigen zu uns herauf, fast ausschließlich Teenager und meistens Mädchen, eine freundliche Geste und Veralberung zugleich, denke ich, und Gelegenheit zum Denken habe ich genug, denn ich überrage die meisten anderen Konferenzteilnehmer um einen Kopf und diene als Blitzableiter für die ambivalente Aufmerksamkeit, die uns zuteilwird. Auf den Plätzen ringsherum

schlafen ältere Kollegen mit offenem Mund und geben sporadische Schnarcher von sich, immer wenn der Bus die Fahrtrichtung ändert. Einige jüngere Kollegen verrenken sich nach links, um Bilder vom ehemaligen jüdischen Ghetto zu machen, doch die allermeisten unterhalten sich lieber, als darauf zu achten, wo wir gerade vorbeifahren, oder der Reiseführerin vor uns dabei zuzuhören, wie sie tapfer in holperigem Englisch versucht, ihre auswendig gelernten Informationen durch eine defekte Lautsprecheranlage zu verbreiten, die ohnehin viel zu leise ist und noch dazu jedes Mal für ein paar Sekunden ausfällt, wenn der Bus beschleunigt und uns tiefer ins Innere von Warschau bringt.

Bis auf ein paar Individualisten und den einen oder anderen emeritierten Professor, der sich für solchen Blödsinn zu schade ist, sind wir alle mit den grünen Caps ausstaffiert, die bei der Registrierung verteilt wurden, mit dem Aufdruck *LET'S TALK TRASH* in großen weißen Lettern, und im Zusammenspiel mit dem gemieteten Sightseeingbus und der Tatsache, dass 65 der 73 Fahrgäste männlich und so gut wie alle über 40 sind, erstaunt es wenig, dass wir in der Bevölkerung nicht unbedingt Begeisterungsstürme auslösen. Selbst die Reiseführerin lässt ihren Blick meistens auf Gebäuden ruhen, die sie schon hundertmal gesehen und beschrieben haben muss, anstatt diese Landschaft aus Individuen mittleren Alters zu betrachten, deren Kopfbedeckung bestenfalls eine doppeldeutige Botschaft vermittelt.

Für uns ist das nichts Neues. Es ist immer so. Wir alle kennen die umherflackernden Blicke und Reaktionen vom Typ *interessant ...* und das Ausbleiben jedweder Folgefrage, wenn wir erzählen, was wir beruflich machen. Den Leuten wäre es lieber, wir würden eine Stunde lang versuchen, ihnen Versicherungen anzudrehen. Keiner will mehr über die Vor- und Nachteile des KBS-3-Verfahrens und mögliche Korrosionsprobleme in Kupferkanistern erfahren, den meisten genügt wohl schon der Begriff *Radioaktiver Abfall*, um Bilder von Männern in Ölzeug,

Bleischürze, Gummistiefeln und Gasmaske zu evozieren, die schweigend und mit großen Schaufeln in einer teerähnlichen Substanz umherwaten, und oft beschleicht uns das Gefühl, bei größeren Tischgesellschaften würden sich die anderen Gäste lieber etwas weiter wegsetzen, als wäre unsere Tätigkeit ansteckend oder würde das schlummernde schlechte Gewissen darüber wachrütteln, dass es in diesem Leben auch etwas wie Konsequenzen gibt. Die meisten haben Tschernobyl vor Augen und würden lieber darauf verzichten. In der Regel stellen wir uns nur mit unserer Berufsbezeichnung und dem Firmennamen vor oder unserem akademischen Grad; wir sind Geologen, Physiker und Ingenieure verschiedener Art oder Professoren an der Fakultät X der Universität Y, auch das kein guter Eisbrecher, aber wenigstens machen die Leute dann einen kleineren Bogen um uns.

Genau deshalb sind diese Konferenzen so wichtig. Deshalb bedeuten diese Einladungen etwas, deshalb freut man sich schon Monate vorher darauf, und es stört einen auch nicht, sich in einer Horde Menschen mit einer Werbecap von irgend-einem offiziellen Sponsor auf dem Kopf vor der ganzen Stadt zum Affen zu machen: Sobald es dunkel wird im Saal und wir begrüßt werden und der erste Redner das Podium betritt, um seinen Eröffnungsvortrag zu halten, sind wir unter Freunden. IAEA, Posiva Oy und SKB, Vertreter der STUK, KTH, DBE, URF, WNA, NEA-OECD, WATEC, NEA-RWMC, NRC, IRPA, KLDRA, GICNT und INMM, UNAEC, WANO, Eurad, COVRA, Minatom, IPFM, unsere Kollegen von der WIPP in der Nähe von Carlsbad, New Mexico, vom ERAM in Sachsen-Anhalt, das einmal ein Salzstock war, in dem KZ-Häftlinge gezwungen wurden, Komponenten für die V1- und V2-Raketen zu bauen, Leute von der Asse II, der HADES, NWF, NWTRB und Kameraden vom abgeblasenen Endlager Yucca Mountain, mit denen wir in Onkalo bei Olkiluoto eng zusammengearbeitet hatten. Ich könnte jetzt ausholen und jedes einzelne Akronym und jede Abkürzung erklären, in welchem Verhältnis sie zu-

einander stehen und wie sie auf beinahe rührend symbiotische Weise zusammenhängen, aber wahrscheinlich ist es dir egal, und das nehme ich dir nicht übel. Es ist okay. Ich bin schlau genug, zu begreifen, dass unsere Tätigkeit bei Außenstehenden nicht gerade für Enthusiasmus sorgt, und unsere undurchschaubaren Buchstabenkombinationen tun ein Übriges. Aber du solltest wissen, dass wir abkürzen, um Zeit zu sparen. Wir sind nicht hier, weil wir dir irgendetwas andrehen wollen, unser Job hängt nicht von Sichtbarkeit und Beliebtheit ab, wir möchten bloß verhindern, dass große Bereiche dieses Planeten eines Tages nur noch für Pflanzen bewohnbar sind, die besser improvisieren und neue Zellen bilden können, die wiederum notwendig sind, um alles am Laufen zu halten. Wir sind stolz auf das, was wir tun. Wir alle hier sind Brüder. Und Schwestern.

In der Cocktailpartywelt sind wir auch deshalb keine beliebten Gesprächspartner, weil unser Gebiet so komplex und deprimierend Worst-Case-Szenario-mäßig ist, dass wir schnell allen anderen den Abend vermiesen, wenn wir allzu euphorisch erklären, was unser Ziel ist. Das liegt nicht nur an den riesigen Mengen hochradioaktiven Materials, das überall auf der Welt provisorisch und auf ziemlich ungeeignete Weise gelagert wird, während man auf zukunftsfähige Lösungen wartet, oder an der Vorstellung, was passieren würde, wenn auch nur einer dieser Behälter, die gerne *in situ* und haarsträubend dicht an besiedelten Gebieten gelagert werden, seinen Dienst versagt; es hängt auch mit dem Gedanken zusammen, dass die Endlagerung, auf die wir hinarbeiten, die Abfälle unseres Wohlstands für eine Zeitspanne von 10000 bis 100000 Jahren aufbewahren sollte, ohne die Notwendigkeit weiterer Beaufsichtigung, geschützt vor Terroristen und vor anderen Nationen auf der Suche nach waffenfähigen Stoffen und so widerstandsfähig, dass sie jedes Wetter überdauern, genauso wie Erdbeben und Naturkatastrophen und Kriege und hydrostatischen Druck von der nächsten bis zur übernächsten Eiszeit. Die Menschen können sich nur schwer damit abfinden, dass wir nicht für immer hier sein werden. Dass

es wieder kalt werden wird auf dem Planeten, richtig kalt. Dass alles, was wir gebaut und erschaffen haben, verschwinden und vergessen werden wird von dem, was nach uns kommt, was auch immer es sein wird, und dies für die Atome nur eine unbedeutende Änderung darstellt, einen Wimpernschlag. Die meisten Leute denken nicht gerne an den Tod, wenn sie es gerade ein bisschen nett haben wollen.

Die Sache ist, dass wir so nicht denken; nichts von alledem stellt eine Bedrohung für uns dar. Unsere Uhren sind größer, und sie gehen langsamer. Es ist eine Herausforderung, ein Teil unseres Mandats: eine dauerhafte Lösung zu finden; die ersten Menschen zu sein, denen es gelingt, wirklich langfristig zu denken. So zu bauen, dass wir vergessen können. In gewisser Weise sind wir moderne Derrickmen, Cowboys an der äußeren Grenze, die das Land auf eine neue Zeit vorbereiten, und das Vieh, das wir hüten, ist unsichtbar und grast niemals auf grünen Weiden, und das Wasser, das es trinkt, wird für immer verunreinigt bleiben. Trotzdem gibt es auch in unserem Bereich Grenzen, Brüder hin oder her, und sie betreffen vor allem den Verantwortungsbereich, nicht den Status. Die über 70 Personen in dem Sightseeingbus, fast die Hälfte aller Konferenzteilnehmer, fallen durchweg in eine Kategorie, die täglich Helm und Arbeitskleidung trägt; wir sind das Kellervolk, wir sitzen nicht in Vorstandssitzungen und nehmen normalerweise nicht an Banketten teil, wir sind nicht für die Vollfinanzierung der Projekte oder für Berichte an die Regierung zuständig; wir verbringen unsere Tage in den Anlagen und an den Universitäten, wir sitzen in Pausenräumen, die dreckigen Stiefel unter dem Tisch, die Füße in Wollsocken auf dem Stuhl neben uns, kaffeeinkend zwischen den Schlachten. Wir sitzen ungestört an Fakultäten in Büros mit ausgebliebenen Plakaten von obskuren, verlorenen Kampagnen hinter uns und einem Stullenpaket vor uns; wir sehen uns die Zahlen an, wir kümmern uns um die harte Mathematik und die umständlichen Berechnungen, während die Vorstände in ihren Anzügen alles dafür tun, dass wir

genau damit weitermachen können; viele von ihnen haben die gleiche Ausbildung wie wir und ein Verständnis davon, was auf dem Spiel steht, aber sie haben auch ein etwas anderes Sozi-alleben, weshalb es ihnen wahrscheinlich weniger verlockend erscheint, mit der Cappy-Familie durch die Straßen Warschau kutschiert zu werden. Sie müssen zu Besprechungen eilen, beim Mittagessen Hände schütteln und anschließend den Flug nach Wien erreichen. Wir wissen nicht, ob sie diese Mützen mitnehmen oder murmelnd ablehnen, halb von der Hand abgewendet, die sie ihnen reichen möchte, als hätten sie es nicht richtig mitbekommen, weil genau in dem Moment jemand anruft und weil einfach so viel passiert, die ganze Zeit, weil es derart viel zu tun gibt, damit die Welt nicht untergeht.

So wie sich Atome spalten, bilden auch die Konferenzteilnehmer nach Sonnenuntergang sofort neue Fraktionen. Nach dem Ende der Stadtführung, oder wenn der letzte Vortragende vom Rednerpult herunterapplaudiert wurde und alle von ihren Arbeitsgruppen zurückkehren, nach den 90 Minuten, die jedem durchschnittlich zur Verfügung stehen, um ins Hotelzimmer zurückzukehren und die prall mit Informationen, Visitenkarten und eigenen Notizen gefüllte Konferenzmappe abzulegen, sich aufs Sofa fallen zu lassen oder auf den Stuhl (das vorhandene Möbel richtet sich nach der Zimmerkategorie und diese wiederum nach Dienstalter, Position oder Funktion, nach der objektiv eingestuften Bedeutung im Fachgebiet sowie den Reisekostenvorschriften des Unternehmens oder der Institution, die für die Konferenzteilnahme aufkommt) und die Füße genau so lange auf den Tisch zu legen, dass es anschließend Überwindung kostet, wieder aufzustehen, zu duschen und sich auf den Abend vorzubereiten, was auch immer das bedeutet (einige nehmen sich ein Bier aus der Minibar, andere lesen Zeitung), treffen sich die allermeisten Konferenzteilnehmer wie verabredet in der Lobby oder direkt vor dem Hotel, üblicherweise in Gruppen von acht bis zehn Leuten, mal mehr, mal weniger, und steigen in Taxis, die sie zu verschiedenen Restaurants in der Stadt be-

fördern. Es erinnert an einen choreografierten Tanz, wie sich die wartenden Gruppen auf keinen Fall vermischen und nur am Rande Notiz voneinander zu nehmen scheinen und einander kurz zunicken, aber nicht einladend genug, um ins Gespräch zu kommen und dadurch in Situationen zu geraten, in denen einer oder gar mehrere dazu verleitet werden könnten, kurzfristig zu einer anderen Essensgesellschaft hinzuzustoßen, was die Logistik durcheinanderbringt und mitunter zu Gruppen aus zwei oder drei Notnägeln führt, was durchaus gemütlich sein kann, oder auch peinlich, aber jedenfalls nicht optimal und folglich auch nicht wünschenswert, zumal spontane Improvisationen bei diesem Expertenkreis nicht hoch im Kurs stehen.

Üblicherweise teilen sich die Wissenschaftler in zwei Gruppen, wobei das Alter ein wichtigeres Kriterium zu sein scheint als der Titel: Die jüngeren mit festen Lehraufträgen, die noch Meriten sammeln können, sind im Allgemeinen ziemlich verantwortungsbewusst und kehren vor Mitternacht zurück, damit sie am nächsten Tag um 9:30 Uhr pünktlich zum ersten Vortrag voll konzentriert sind und vorher noch ein letztes Mal die eigenen PowerPoint-Präsentationen durchgehen können. Die Prof. em.se (samt assoziierten Doktoranden) dagegen, Durchschnittsalter 77 Jahre, haben nichts zu verlieren und lassen sich dermaßen volllaufen, dass sie die Assistenz ihrer Assistenten brauchen, um aus den tiefen Chesterfield-Möbeln in den dunkelbraun gehaltenen Etablissements wieder hochzukommen, wenn der neue Tag bereits mehrere Stunden alt ist. Von ihnen hält sowieso niemand vor dem Mittagessen einen Vortrag, und am liebsten erst gegen Ende des Tages, oft ist das sogar die Voraussetzung dafür, dass sie überhaupt teilnehmen, und normalerweise sieht man sie frühestens am Abreisetag im Frühstücksraum, wenn sich der Druck der vergangenen Tage in einer steigenden Angst materialisiert, womöglich den Rückflug zu verpassen. Wo sich die Leute von der IAEA, die Regierungsvertreter und anderen ranghohen Offiziellen, die Vorstände der Energiefirmen und Vorsitzenden diverser Vereine und internationaler Verbände nach Einbruch

der Dunkelheit tummeln, ist schwieriger zu sagen, vermutlich auf etlichen Empfängen und anschließenden Essen in diversen Chambres séparées in der Sorte Restaurants, die es nicht nötig haben, ihren Namen in großen leuchtenden Neonlettern über dem Eingang zu verkünden.

Edvard Hella, Ebbas Vater, hat hier streng genommen nichts zu suchen, weil er früher hauptsächlich mit Fusion und nicht mit Fission befasst war, ehe er aus dem Verkehr gezogen und damit beauftragt wurde, Radonmessungen in Stavanger zu überwachen; wegen seiner früheren Mitarbeit am Kubikel-Projekt in Forus wird er aber nach wie vor zu diesen Konferenzen eingeladen, und abends schließt er sich meistens einer kleinen Gruppe ziemlich verwegener IAEA-Leute an, die sich im Reich der Canapés und Cocktails nicht wohlfühlen. Ich glaube, insgeheim würde er eine andere Gesellschaft vorziehen, aber er möchte auch nicht *das Haar in der Suppe* sein, wie er sagt, obwohl für uns beide offensichtlich ist, dass er eigentlich in meine Gruppe gehört, bestehend aus meinen Kollegen aus Onkalo, ein paar Schweden von der SKB und der FSR und manchmal auch Leuten, die Edvard noch aus seiner Zeit in Barsebäck kennt, plus irgendeinem überarbeiteten Nachzügler von der Novarka, den wir in der Lobby aufgabeln, weil seine Freunde einfach ohne ihn losgezogen sind und er der Sohn eines Liquidators ist, der 1986 in der Sperrzone auf dem Dach des Reaktors 3 mit der Schaufel gearbeitet und 8000 Röntgen ins Gesicht bekommen hat, weshalb er (der Sohn) es auf keinen Fall verdient, alleine essen zu müssen. Alle wissen das. Jedenfalls bestehe ich darauf, dass Edvard wenigstens in den Mittagspausen mit uns isst, und der Trick funktioniert immer: Nach einer Weile, wenn er sicher sein kann, bei Tisch so erwünscht zu sein, dass er das ein oder andere Wort über seine eigene Erfahrung verlieren kann und ernst genommen und gehört wird, erinnert er an eine riesige Pflanze, die sich vorsichtig dem Sonnenlicht zuwendet und entfaltet und die ihre Nahrung aus großen Gesprächen über das Allerkleinste zieht, aus den neusten Gerüchten über das ITER-

Projekt in Frankreich und aus seinem Traum von einer Zukunft mit Fusionsreaktoren, die diese ganze Konferenz überflüssig machen würde, von meinem Job ganz zu schweigen. Letzteres wünscht er sich natürlich nicht, das betont er jedes Mal, wenn das Gespräch auf die Frage Kernfusion kontra Kernspaltung kommt, und außerdem, auch darauf legt er Wert, sollen alle am Tisch wissen, dass er mich in erster Linie als einen geschätzten Kollegen ansieht, den er montagabends anrufen kann, um eine Stunde lang über Berufliches zu sprechen, und erst danach als seinen Schwiegersohn, und dass er meine Karriere, falls überhaupt, allenfalls marginal und unwesentlich beeinflusst hat. Das stimmt natürlich nicht, ohne ihn hätte ich diese oder irgend eine andere Konferenz niemals besucht, das wissen wir beide, und manchmal frage ich mich, ob er einfach nur verdrängt hat, dass er sich eigenhändig jenen Gesprächspartner schuf, den er sich immer wünschte, eine Art fachlichen Golem, weil sein Bedürfnis, jemanden zu haben, den er montagabends anrufen kann, um eine Stunde lang über Berufliches zu sprechen und hypothetische Problemstellungen zu diskutieren, nach wie vor so groß ist. Edvard Hella ist der Mann, der mich, während ihm alles genommen wurde, sanft zu einem Studium der Kernphysik und Geologie anschubste und mich später, als Ebba aus Frankreich wiederkam, davon überzeugte, dass unser beider Zukunft in Finnland läge, und sie und mich in seinem alten Volvo 240 Kombi auf jene Autofahrt schickte, die ich immer noch als unsere schönste in Erinnerung habe, in der frühen Herbstsonne und mit null Sicht durch die Heckscheibe, über Suleskard, durch Åmot, vorbei an Seljord und Kongsberg, mit Zwischenhalt in Oslo, in einer Herberge mit viel zu kurzen Betten, und tags darauf weiter gen Osten durch Schweden und Dörfer mit nie gehörten Namen, die es gerade so auf die Karte geschafft haben, bis wir auf Abwege gerieten und im Dunkeln in einem Ort landeten, der passenderweise Mörkret hieß, aber wieder herausfanden, und die Nacht hindurch nach Sundsvall fuhren und hinauf nach Umeå, wo es wieder hell wurde, während wir

an knochentrockenen Baguettes nagten, die ihren Namen nicht verdient hatten, und auf die Fähre nach Vaasa warteten und anschließend wieder abwärtsbrausten, jetzt in Finnland, die Küste entlang an Kristinestad vorbei bis nach Pori; und all das, weil Edvard an den wenigen, aber starken Fäden, die er noch in den Händen hielt, gezogen und die Leute von Teollisuuden Voima überzeugt hatte, mir eine gute Stelle am AKW Olkiluoto zu geben, die mich später zur nur wenige Hundert Meter entfernten Posiva Oy weiterführen sollte, zu meiner Mitarbeit am Ausbau desendlagers Onkalo für radioaktive Kernbrennstoffe, das in einigen Jahren voll betriebsbereit sein wird. Zweifellos hätte er jede dieser Stellen selbst bekommen. Er wäre überqualifiziert gewesen. Vermutlich wollten sie ihn auch dazu überreden, als er sie kontaktierte, aber er beschloss, in Stavanger die Stellung zu halten und weiterhin diese verhassten Radonmessungen zu beaufsichtigen, damit Ebba und ich an einem der für ihn wichtigsten Projekte der Menschheit teilhaben konnten, noch dazu an diesem, wie er es ausdrückte, *ganz wunderbaren Ort*. Das ist aber nur die halbe Wahrheit. Ich glaube, er schlug das wie auch immer geartete Projektangebot auch aus, weil er fürchtete, sie könnten es ihm wieder wegnehmen, worauf er Onkalo eines Tages den Rücken kehren müsste, so wie es ihm 96 mit dem Kubikel-Bau widerfahren war, und er wäre derjenige, den die Politiker für die ganzen Kosten verantwortlich machen würden, wenn man eines Tages nicht mehr genügend Wählerstimmen dafür einheimste, verbrauchte radioaktive Brennstoffe für die nächsten 100000 Jahre aus dem Weg zu schaffen. Ich glaube, deswegen ruft er uns einmal in der Woche an, immer montags, immer zur gleichen Zeit, er möchte nicht nur hören, wie es seiner Tochter geht, und mit seinen Enkeln über ihren Tag sprechen; er horcht auf das Geräusch von etwas, von dem er weiß, dass es früher oder später wütet wird, wenn man es nicht rechtzeitig vollendet, versiegelt und verlässt.

FÜR DIE FAMILIE HELLA war Finnland kein unbekanntes Terrain, auch Pori nicht. Während wir anderen auf Mallorca billiges Spielzeug kauften, das lange vor unserer Rückreise kaputtging, oder im Legoland anstanden, um auf einem räudigen Pony mit Druckstellen auf dem Rücken zu reiten, hatten Ebba & Co. mehrere Sommer am langen Sandstrand bei Yyteri verbracht; teils, weil ihr Vater als Gastforscher in Olkiluoto gewesen war, das ein Viertel des landesweiten Stroms produzierte, in erster Linie aber, weil beide Eltern das jährliche Jazzfestival in Pori so schätzten. Wir dagegen verbanden dieses Land nur mit Saufen und Fluchen und Matti Nykänen. Und mit Leuten, die nackt in der Sauna saßen, sich mit Birkenzweigen fast krankenhausreif schlügen und anschließend weinten. Für Ebba war es ein kleines Paradies gewesen, und außerdem gehe im Sommer niemand Skispringen, erklärte sie. Bis zu drei Wochen hatten sie im Zelt oder in einer gemieteten Hütte auf dem Campingplatz beim Yyteri-Strand am Stadtrand verbracht, sie hatte sich unzählige Zecken eingefangen, wenn sie mit ihren finnischen Julifreundinnen durch die angrenzenden Wälder rannte, und im Meer schwimmen gelernt, weil sie hoffte, die Biester, die sich an ihr festbissen, so zu ertränken. Dann lernte sie, wie man sie entfernte, weil sie feststellen musste, dass Baden für Zecken gar kein Problem darstellte, und spielte fortan lieber in den Sanddünen, obwohl es eigentlich nicht erlaubt war, weil sie schon damals unter Naturschutz standen. Sie war fünf, sechs, sieben Jahre alt und hatte ein Buch und ihren eigenen Walkman dabei, während ihre Eltern Miles Davis live spielen sahen oder Oscar Peterson, sie kannte die Namen Jukka Perko, Herbert Katz, Esa Pethman und hatte auch ein paar ihrer Konzerte gesehen, es war völlig okay gewesen, aber viel toller war es, wenn die Eltern ohne sie fuhren und die Hüttennachbarin auf sie auffiel, denn das bedeutete einen ganzen Abend mit denselben Mädchen und dem einen Jungen, mit denen sie auch die Tage verbrachte, nur dass sich jetzt niemand einmischtet, was sie im Fernsehen guckte oder wie lange sie badete, oder lange Vorträge

über krebserregende Stoffe in so gut wie allen Süßigkeiten hielt; es gab nur eine finnische Mutter, die sich auf ihren *verdammten Menschenverstand* verließ und überhaupt kein Problem darin sah, jedes Kind mit einer Schale Jauhis Salmiakpastillen auszustatten und einer eigenen rosa Tube Tuubipurrka, gefüllt mit enormen Mengen an Kaugummi, die man sich in den Mund spritzen konnte, um anschließend dagegen anzukauen, bis der Kiefer schmerzte, und immer wenn man nicht aufpasste und etwas davon hinunterschluckte, sagte sie nur, hart und entschieden, sodass man das Gefühl hatte, es wäre nicht schlimm: *An einem Kaugummi ist noch niemand gestorben. Die meisten Leute gehen vor die Hunde, weil die verfluchten Kerle es nicht lassen können, aufeinander loszugehen.*

Ich will es nicht verhehlen: Als wir an diesem ersten Tag im Jahr 2008 in Pori ankamen, wäre ich am liebsten weitergefahren. Die Stadt hatte nichts Wunderbares an sich, und die Farbe des Himmels erinnerte an Industriestahl. Für mich kam das überraschend, ich weiß nicht, warum, ich hatte einfach nur dieses Gefühl, dass etwas nicht stimmte und ich nicht hier sein sollte. Ich würde sogar sagen, ich hasste diesen Ort; er sah aus wie eine Stadt, die von jemandem errichtet worden war, der keine Stadt hatte bauen und auch nicht darin wohnen wollen, eine Stadt, die wegen der Landhebung unfreiwillig vom Meer weggewandert war. Sie widerte mich an mit all ihren Beige- und Grüntönen, die nachts von blinden Malern ausgewählt worden sein mussten, aus Sparsamkeitsgründen. Eine außergewöhnlich bedauernswerte Stadt, wie ein vergessener sowjetischer Außenposten. Ich spazierte lange in ihr herum, während Ebba unser Haus herrichtete, und verließ mich ständig, obwohl die Stadt klein war; zu meiner großen Verärgerung verließ ich mich in Straßen, die alle gleich aussahen, was mir das Gefühl gab, sie würden einfach nur um mich herum dupliziert und generiert, während ich mich weiterbewegte, wie in einem Computerspiel, und jeden Morgen fuhr ich die 50 Kilometer zum Olkiluoto-Kernkraftwerk und sagte wieder und wieder vor mich hin: *Hier*

können wir nicht wohnen. Ich fühlte mich an der Nase herumgeführt, für dumm verkauft, und es war eine Freude, die Stadt hinter mir zu lassen, eine Weile aus ihr weg zu sein und so zu tun, als gäbe es sie nicht, oder umständliche Pläne zu schmieden, wie wir wieder von hier verschwinden und nach Hause zurückkönnten, ohne unsere Karrieren und Träume zu zerstören; manchmal versuchte ich auf dem Rückweg, den Asphalt vor mir zu fokussieren, und vermied es konsequent, den Blick zu heben und sehen zu müssen, wie sich die Stadt erneut näherte; erst wenn ich mich dem Viertel Koivistonluoto näherte und in die Päivärannantie einbog, wo unser Haus vor mir auftauchte, öffnete ich meine Augen wieder ganz. Ich parkte und ging in den Flur, hörte Ebbas Stimme und roch dieselben Düfte, die ich liebte, seit ich in den Neunzigern zum ersten Mal meinen Fuß in das kleine Haus am Breidablikk in Stavanger gesetzt und ihre Mutter kennengelernt hatte. Ich sah Ebbas ganzes Tagwerk, die Möbel, die sie an ihren Platz geräumt und die Wände, die sie gestrichen hatte, in ganz anderen Farben, als es die Stadt dort draußen zu bevorzugen schien, und sobald die Sonne unterging und es dunkel wurde und ich nicht mehr aus den Fenstern blitzen und darüber nachdenken konnte, wo wir waren, gab es nur sie und mich und keine Probleme mehr.

Ebba erging es ganz anders, sie hatte bereits eine Beziehung zu diesem Ort. Also blieben wir, und nach und nach gewöhnte auch ich mich ein. Ich gewann die Stadt lieb, weil Ebba sie liebte. Erst unser Haus, dann den Garten, den wir herrichteten und zu einem Ort machten, an dem wir uns wohlfühlten, danach die Sauna im Nebengebäude, gegen die ich erst protestierte, weil sie mir zu sehr wie ein finnisches Stereotyp vorkam, und von der ich seither nicht genug bekommen kann, ich heize sie zwei- bis dreimal in der Woche an und setze mich hinein, stumm und zufrieden, wie die Parodie eines verbissenen finnischen Mannes. In unserem zweiten Sommer hier stutzte ich die Hecke so, dass ich die Nachbarn sah und keinen anderen Ausweg, als mit ihnen zu sprechen. Von da an ergab allmählich

alles einen Sinn, Referenzpunkte entstanden, und die Straßen veränderten sich, die blassen Farben und die anonymen Betongebäude quälten mich nicht mehr, sie wurden durch Straßennamen ersetzt, deren Ursprung ich verstand und die ich mit neuen Freundschaften in Verbindung brachte; durch alte Holzhäuser und Gebäude aus der Neorenaissance, die mir vorher nicht aufgefallen waren; durch den Eindruck, Poris Stärke läge darin, dass sich die Stadt nicht verstellen musste, denn sie schätzte die Menschen mehr als die Fassade, und das reichte allemal. Also gehen wir im Sommer, wenn die Touristen kommen, erhobenen Hauptes durch die Stadt, weil wir ihre Bewohner sind, und im Herbst gibt es nichts Schöneres als die Art und Weise, wie die Lichter des Kinos auf das gefallene Laub entlang der Östra Esplanaden treffen, die sich bis zur Valtakatu und dem Park vor dem Rathaus erstreckt, dann sieht die Allee aus, als würde sie brennen und glühen; und im Winter dieses bläuliche, merkwürdig warme und geborgene Licht der Dämmerung vor dem gelben Holzhaus, wo ich meine Kinder vom Kindergarten abholte und sie freudestrahlend, ja beinahe sprühend vor Begeisterung auf Finnisch und Norwegisch über den nutzlosen, aber schönen Krimskram redeten, den sie gebastelt hatten, während wir durch den Neuschnee zum Parkplatz gingen, ab und zu bleibe ich noch davor stehen und kann nicht ganz begreifen, wie die Zeit vergangen ist, dass keines von ihnen mehr hier entlanggeht, dass dort drinnen jetzt andere Kinder herumschlurfen, während meine eigenen irgendwo auf dem Schulhof herumhängen oder durch die Straßen zu ihren Freunden radeln oder zurück, und schon in wenigen Jahren werden sie im Herbstdunkel vor dem Kino stehen, die Hände in den Taschen ihrer zu dünnen Jacken vergraben, und sich nicht um das schöne Licht kümmern.

Ebenfalls im Sommer: Ebbas Eltern kommen zu Besuch, seit unserem ersten Jahr markieren sie den Saisonanfang. Erst die Mutter, im Juli, genau rechtzeitig zum Festival, bevor sie wieder nach Helsinki zurückfliegt und mit dem Mietwagen nach Lahti fährt, wo sie angeblich *Leute kennt*, ein paar Tage später kommt

Edvard mit dem Zug, steht ungeduldig am Bahnhof und wartet auf uns, und nach wie vor ist er spürbar erleichtert und viel umgänglicher, wenn er seinen Koffer im Gästezimmer abgestellt hat und in den Garten hinausgeht, um nach dem Pflaumenbaum zu sehen und uns Ratschläge zu geben, wie man ihn am besten beschneidet. Am Ende bleibt er immer eine Woche länger als geplant, *wenn das für euch in Ordnung ist*, und das ist es, denn er ist äußerst pflegeleicht (die meiste Zeit sitzt er nur im Garten und liest), und die Kinder lieben ihn, außerdem unternimmt er mit ihnen Tagesausflüge nach Tampere und Turku, und wenn sie wiederkommen, ist das Auto beladen von ihren Beutezügen durch die dortigen Elektronik- und Spielzeugläden; damit sind sie bis spät in den Herbst hinein beschäftigt.

Nach ihnen kommt meine Mutter. Und dann Odd. Manchmal bringt er auch seine Familie mit.

Pori ist eine Stadt mit verschwindend geringer Zuwanderung, ein Ort, an dem Reisende durchschnittlich 3,2 Tage verweilen. 80 % der Besuche entfallen auf die Sommermonate, und als Grund für den Aufenthalt nennen 98 % der Befragten den Yyteri-Strand und/oder Pori Jazz, während die übrigen 2 % angeben, sie hätten sich verfahren. Wir merkten es, als wir hergezogen waren und irgendwann klar wurde, dass wir nicht wieder weg wollten; nachdem auch der Herbst blieb und wir uns immer noch in den Supermärkten und im Kino herumtrieben, und samstags bei den Hockeyspielen von Porin Ässät. Da merkten wir, dass wir stärker auffielen als gedacht und uns nicht tarnen konnten, nicht einmal, als der Winter kam und der Schnee liegen blieb, und dass Gerüchte genau wie Gammastrahlen nahezu alles durchdringen, und die nächste Frage, die uns gestellt wurde, nachdem wir bestätigt hatten, dass wir für immer aus Stavanger hergezogen waren, beschränkte sich im Großen und Ganzen auf ein: *Warum?* Ich weiß nicht, ob sie uns die Antworten glaubten, anfangs wahrscheinlich kaum, doch nachdem die Jahre ins Land gingen und wir keine Anstalten machen, einen Umzugswagen zu bestellen, schien die Frage mehr und mehr an

Bedeutung zu verlieren, bis es irgendwann das Natürliche auf der Welt war, dass in einem bunten Haus draußen in Koivistonluoto eine nette Norwegerin namens Ebba Hella wohnte, die Leiterin des Pori Jazz Festival, mit zwei Kindern und einem *vittu normani*, der sich jeden Morgen in seinen Fiat Punto aus den Achtzigern setzte und nach Onkalo tuckerte, um ein für alle Mal den finnischen Atommüll zu vergraben.

FÜR DIE EINWOHNER VON Pori waren die Reaktoren in Olkiluoto schon immer da, oder jedenfalls seit sie 1979 in Betrieb genommen worden waren, und sie liegen immerhin 50 Kilometer entfernt. Man sieht sie nicht, man hört sie nicht, man sorgt sich nicht; die meisten beschäftigen sich eher damit, wie sie den Strom zahlen sollen, als wo er herkommt. Auch die Onkalo-Deponie von Posiva Oy hat längst jeden Neuigkeitswert eingebüßt; es ist fast 15 Jahre her, seit die ersten Baumaschinen anfingen, den verschlungenen Weg hinab in 520 Meter Tiefe zu schaufeln, die Zeitungsartikel von damals sind längst entsorgt, und kein Nachrichtensender war ausdauernd genug, die Sache weiter zu begleiten, während die Jahre vergingen und sich die Maschinen Meter für Meter hinabbohrten, und als vor drei Jahren der tiefste Punkt erreicht war und die Arbeiten an der Konstruktion des eigentlichen Endlagers begannen, kamen nur Leute von der Branchenpresse, zusammen mit irgendeiner vertrottelten Aushilfe von einer finnischen Zeitung, der keine Ahnung hatte, was er überhaupt sah und wonach er fragen sollte, und der trotzdem vergebens hoffte, einen großen Coup zu landen, am Ende jedoch von uns beim Verfassen einer kurzen Meldung unterstützt werden musste, die er auf einer linken Seite unterbrachte, so weit hinten in der Zeitung, dass die meisten nicht bis dort vordrangen. In Finnland vertrauen die Leute darauf, dass die Experten wissen, was sie tun.

In Warschau spitzen die anderen Konferenzteilnehmer beim Wort *Onkalo* dagegen sofort die Ohren. Wir haben ein gewisses Standing als Leitstern am Himmel des radioaktiven Mülls; will

man eine Art Rockstar auf dem Gebiet des Umgangs mit gefährlichen Abfällen und geologischen Untersuchungen werden, ist Onkalo der Arbeitsplatz schlechthin. Deshalb erstaunt es nicht, dass mit meinem Vortrag am letzten Konferenztag, »Below the Waste: Advancing geological repositories from concept to operation« – ein Titel, auf den ich mich festlegte, nachdem ich lange mit »Subterranean Atomic Blues« geliebäugelt hatte – eine gewisse Erwartung verknüpft ist. Wir sind hier keine Konkurrenten, das teuer erkaufte Wissen des einen ist die Ersparnis des anderen. Unser Ziel besteht darin, die Kosten so gering zu halten, dass wir alle das nächste Haushaltsjahr, die nächste Regierung und die nächste Rezession überstehen. Denn all das wird kommen, es lauert und sitzt uns im Nacken, eine infernali sche Maschine, die unablässig Progression produzieren muss. Unser Job besteht darin, schnell unseren Job zu erledigen, bevor jemand auf andere Gedanken kommt, was früher oder später der Fall sein wird; diesen Abfall loszuwerden ist ungefähr so, als wollte man einen Mafiaboss aus dem Weg räumen, kompliziert und teuer, und natürlich herrscht in der Politik kein Konsens darüber, wie man das wirtschaftlich möglichst diskret erledigen könnte. Deshalb gab es in den letzten vier Jahrzehnten einen mittelmäßigen Vorschlag nach dem anderen, vorgelegt von Beamten mit mehr oder weniger dubiosen Lobbyisten im Rücken. Beispielsweise die Idee, den radioaktiven Müll in Spezialbehältern auf das offene Meer zu befördern und ohne großes Brimborium in extreme Tiefen zu verklappen und darauf zu vertrauen, dass sie dort unten implodieren würden und sich nie wieder jemand darum sorgen müsste, oder sie intakt auf den Meeresgrund sinken zu lassen, damit sie ungestört dort liegen blieben. Allerdings gibt es so etwas wie *ungestört* gar nicht, die Natur wird immer nach Entropie streben und wartet geduldig darauf, endlich in Ruhe arbeiten zu dürfen, deshalb werden aus diesen Behältern früher oder später Radionuklide entweichen; und wer kann schon mit Sicherheit sagen, wie sehr sie sich ausbreiten und wo (oder besser gesagt *worin*) sie schließlich enden.

Später wurde die Verklappung durch internationale Abkommen verboten, jedoch erst, nachdem Belgien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Japan, die Niederlande, Schweden, die Schweiz, Südkorea und die USA diese Methode bereits angewandt hatten, um sich schwach- und mittelradioaktiver Abfälle zu entledigen. Andere, verwandte Pläne handelten davon, den Abfall mittels Brunnenbohrtechnologie aus der Erdölindustrie unter dem Meeresgrund zu vergraben, wie ein kühler Dank für das ganze Öl, das man hochgepumpt hatte, oder, noch billiger, ihn in Behältern zu lagern, die so schwer waren, dass sie wie Projektilen in die Tiefe schossen und sich in die Sedimente hineinbohrten. Eine weitere Idee wollte die Subduktionszonen, also die tektonischen Platten, nutzen, um den ganzen Dreck so weit nach unten zu verfrachten, dass er irgendwann nur noch Geschichte wäre.

Im Laufe der Jahre schlug man hin und wieder vor, Stein und vitrifizierten hochradioaktiven Müll zu verschmelzen, indem man ihn in Bohrlöcher versenkte, wo er sich mit den Gesteinsarten mischte, ehe der Temperaturabfall früher oder später dafür sorgen würde, dass die Radionuklide eingeschlossen würden. Eventuell auch, Gestein rings um die Abfallbehälter zu schmelzen. Eventuell mit kleinen kernphysischen Explosionen für eine so hohe Temperatur zu sorgen, dass der Abfall in die Gesteinsmatrix hineinschmilzt und unmöglich wieder entweichen kann, vorausgesetzt, das Volumen des Gesteins ist um ein Tausendfaches höher als das Volumen des Abfalls, und die Explosionen bringen die geologischen Formationen nicht aus dem Gleichgewicht und verunreinigen nicht das Grundwasser. Bislang ist niemandem ein erfolgreicher Praxistest gelungen. In den 1980ern bestand eine Variante der Schmelzidee übrigens darin, wärmeentwickelnde radioaktive Abfälle in dafür geeigneten Behältern im Grönlandeis oder in der Antarktis zu platzieren, wo sie sich selbst begraben sollten, indem sie in die Tiefe des Eises hinabschmolzen, das anschließend über ihnen zufrieren und den Abfall versiegeln sollte. Sämtliche Staaten des Antarktis-

Vertrags von 1959 lehnten es dankend ab, diese Methode zu implementieren.

So geht es immer weiter. Zunächst mit den Versuchen, flüssigen radioaktiven Abfall in Gestein zu injizieren, das porös genug ist, ihn aufzusaugen, so wie im Sandstein in Krasnojarsk-26 und Tomsk-7 in Russland in den 1950er- und 1960er-Jahren und in der Nähe von Oak Ridge in Tennessee, bevor auch das als schlechte Lösung abgelehnt wurde, bis hin zu einer Untersuchung der NASA, ob es möglich wäre, alle radioaktiven Abfälle von der Erde mit Raketen in die entlegensten Winkel des Alls zu schicken oder, noch spektakulärer, auf direktem Kurs zur Sonne. Eine Variante, für die man sich garantiert entschieden hätte, wäre nicht jedes Kilo, das die Erdatmosphäre verlässt, mit astronomischen Kosten verbunden. Von Protesten ganz abgesehen. Und davon, was passieren würde, wenn die Rakete schon auf der Startrampe explodiert.

Nach dem Unglück von Tschernobyl baute man einen sogenannten Sarkophag aus Stahl und Beton über den freiliegenden Reaktor, und jetzt, im Laufe der nächsten Monate, wird eine weitere riesige Schutzhülle, für die Novarka verantwortlich zeichnet, über den Sarkophag geschoben, um die Welt vor 240 Tonnen Kernbrennstoff, geschmolzenen Steuerstäben, Grafit, hochradioaktivem Staub, Uran und Plutonium zu schützen. Für die nächsten 100 Jahre. Mehr aber auch nicht. In unserer Branche entspricht das der Zeitspanne vom Um-springen der Ampel auf Grün bis zum Durchdrücken des Gas-pedals.

Bisher lagert im Großen und Ganzen jedes Land seinen eigenen Müll, zwar vielleicht nicht mitten in der Natur, aber doch über der Erde oder direkt darunter. Das ist eindeutig die günstigste und für viele bis auf Weiteres auch einzige Alternative. Der schwachradioaktive Abfall, den man zur Langzeitlage rung schickt, wird im Laufe von 50–100 Jahren ungefährliche Strahlenwerte erreicht haben und macht den größten Teil des gesamten Abfalls aus. Der mittel- oder hochradioaktive Müll

stellt jedoch eine ganz andere Herausforderung dar, er befindet sich in einer Art Zwischenreich, wo er derweil (oder bis eine neue Regierung dieses Dilemma erbt) in Wasser gekühlt oder in Spezialbehältern in Schach gehalten wird, aber *bis auf Weiteres* ist nun mal nicht ewig, und das Problem wird Hunderttausende von Jahren bestehen bleiben, deshalb muss etwas passieren. Und hier kommt Onkalo als wegweisendes Unterfangen ins Spiel, da mittlerweile größtenteils Einigkeit darüber besteht, dass die geologische Tiefenlagerung die vernünftigste Form ist, diesen Abfalltyp zu deponieren. Insgeheim träumen alle Regierungschefs von Ländern mit Kernkraftwerken und Atomwaffen davon, dass es eines Tages möglich wäre, den Atommüll in Pantoffeln wegzubringen und dann nicht mehr darüber nachdenken zu müssen.

ES IST ABEND, EIGENTLICH schon Nacht, und wir haben längst gegessen, aber ich will noch nicht zurück. Inzwischen bin ich nicht mehr so oft auf Reisen. Die anderen sind schon mit dem Taxi ins Hotel gefahren, ich gehe noch durch das jüdische Ghetto oder besser gesagt durch jene Straßen, die während des Krieges einmal das Ghetto gewesen waren und die jetzt, so hat es mir mein Vater früher zumindest eingebläut, nur ähnlich aussehen. Eine Kopie und Fälschung, wie seiner Meinung nach auch die übrige Stadt, hinter dem alten Namen versteckt. Doch im Gegensatz zu anderen Teilen von Warschau, in denen man angeblich sorgfältig konstruiert hat, wie alles früher einmal aussah, stehen hier vor allem Nachkriegsgebäude, Neubauten, Bürohäuser und Läden hinter Glasfassaden. Brutalistische Wohnblocks. Zeitweise lebten fast eine halbe Million Juden auf diesen etwas mehr als drei Quadratkilometern zusammengepfercht, was ich mir vergeblich vorzustellen versuche. Als sie sich erhoben, gingen die Nazis jedoch gründlich vor, Tausende von deutschen Soldaten stürmten das Ghetto und steckten jedes einzelne Gebäude in Brand, und alle, die nicht brennen wollten, sprengten sie in die Luft; sie zerstörten einen Wohn-

block nach dem anderen und erbauten anschließend auf den Ruinen das Konzentrationslager Warschau, als letzte Erniedrigung. Die Häftlinge mussten Berge von Backsteinen, Eisen-schrott, die Überbleibsel von Möbeln und anderem Eigentum bergen und jeden einzelnen Keller und Kanal mit dem Füll-material zuschütten, bis das ganze Gebiet vollkommen flach und zu nichts als einem Gerücht reduziert worden war. 20 Jahre später, Mitte der Sechzigerjahre, wurden sogar die Reste des KZ Warschau pulverisiert. Nur die Überreste einiger weniger finsterer Wohnblocks stehen noch als Beweis, dass es hier einmal ein jüdisches Ghetto gab, und dorthin gehe ich, in die Próżna 14 mit der abgesengten Fassade und den fehlenden Fenstern, einige davon mit Brettern vernagelt oder schlampig zugemauert.

»Diese Stadt kann einem leidtun.«

Plötzlich eine Stimme. Ein Typ steht direkt hinter mir, wo auch immer er herkam. Dem Tonfall nach zu urteilen ein Amerikaner, sie haben ein ganz eigenes Talent, mit Fremden in Kontakt zu treten, ohne vorher fünf oder sechs Monate Mut zu sammeln, so wie wir zu Hause in Finnland.

»Leidtun?«, frage ich.

»Ja, genau, so wie einem die leidtun können, die bis zuletzt glaubten, dass die Stadt überleben würde und der Widerstand gegen diese große Maschinerie irgendeine Aussicht auf Erfolg hätte.«

Er könnte in meinem Alter sein, vielleicht auch etwas älter, das ist um diese Tageszeit schwer zu sagen, manchmal verwischt der Wein die Details. Aber er ist gut gekleidet, im Anzug, darüber ein leichter Sommermantel. Ein teures Brillengestell und erste graue Haare. Eine freundliche Erscheinung. Auf den ersten Blick nicht der Typ, der einen ausrauben oder einem Drogen verkaufen will.

»Sie meinen, es wäre sinnlos gewesen?«, frage ich ehrlich interessiert. Irgendetwas an diesen Amerikanern macht einem Lust, mit ihnen zu reden, vielleicht die Sprache, die einen an all

die Filme erinnert, die man gesehen hat, und einem das Gefühl gibt, diese Leute gewissermaßen schon zu kennen. »Was hätten sie denn sonst tun sollen?«, füge ich hinzu.

»Ich weiß es nicht«, antwortet er. »Nicht alles, was die Leute tun, ist rational, selbst wenn es durchdacht ist, finden Sie nicht? Jedenfalls: Hätte es etwas geändert, wenn sie keinen Widerstand geleistet hätten? Nein? Nein. Sie wären so oder so getötet worden, wenn nicht hier, dann in Treblinka. Warschau war schon 39 verloren, wenn Sie mich fragen. Sie haben lediglich gegen die Zeit gekämpft, und das endet auf lange Sicht immer schlecht. Aber gleichzeitig gibt es diesen verdammten Selbsterhaltungstrieb, den man nur schwer ausschalten kann. Tiere können die gegebenen Umstände in der Regel besser akzeptieren und suchen sich einen ruhigen Ort zum Sterben. Aber ja ... herrje, bitte entschuldigen Sie, dass ich mich aufgedrängt habe, wo Sie hier doch bestimmt gerade Ihren eigenen Gedanken nachhängen, ich wollte eigentlich gar nicht über dieses Thema sprechen, aber Sie sind mir aufgefallen, und ich möchte eigentlich nur sagen, dass ich mich wirklich sehr auf Ihren Vortrag morgen freue. Sie sind doch Ingmar Olsen, nicht wahr?«

Ich nicke. »Sie nehmen auch an der Konferenz teil?«, frage ich und bin aus irgendeinem Grund nicht besonders überrascht. Im selben Moment meine ich, ihn am Vortag in dem Sightseeingbus gesehen zu haben, er saß ziemlich weit hinten oder vorn, meine Erinnerung ist etwas vage, auch das kann am Wein liegen.

»Stimmt. Ich bin von der amerikanischen Delegation, ich habe am Yucca Mountain mitgearbeitet.«

»Bedaure.« Ich schüttle den Kopf. »Es tat mir sehr leid, vom endgültigen Aus zu erfahren.«

Er macht eine wegwerfende Handbewegung. »Ach was. Machen Sie sich darüber keine Gedanken. Es ist ja wohl nicht Ihre Schuld, dass unsere Politiker einen so eingeschränkten Zeithorizont haben. Wenn Warschau beim Einmarsch verloren war, wurde Yucca schon 2008 von Obama dichtgemacht, wir

hatten nie eine Chance. Nicht, dass es irgendjemanden überrascht hätte, unser Land streitet sich schon seit dem Kabinett Carter über dieses Thema. Es ist immer ein Nachteil, wenn sich Wissenschaft und politisierte Wissenschaft vermischen, das trübt die Sicht, oder? Aber es kommen neue Chancen. Glauben Sie mir. Wie dem auch sei, ich wollte Ihnen nur Hallo sagen und dass Sie dort oben in Finnland inspirierende Arbeit leisten.«

»Das hört man gern.«

»Wie gesagt, ich freue mich auf Ihren Vortrag.« Er wendet sich zum Gehen, hält plötzlich inne. »Vorausgesetzt ... ich meine, vorausgesetzt, Sie wollen hier in tiefer Kontemplation versunken bleiben ... müssen wir nicht ins selbe Hotel? Ins Hilton? In der *Gry* ... *Grysiba* ... diese verfluchten polnischen Namen, zu viele Konsonanten. Wie auch immer diese Straße heißt.«

»Grzybowska«, antworte ich.

»Genau. Sie sagen es. Was halten Sie von einem kleinen Schlummertrunk an der Hotelbar, bevor wir uns zur Ruhe begeben?«

Ich zögere, am liebsten wäre ich allein, würde noch eine Weile hier umherstreifen, aber es käme mir harsch vor, das Angebot auszuschlagen, wie ein nordisches Klischee.

»Also gut«, sage ich.

»Fabelhaft!« Er streckt mir die Hand entgegen. »Cecil Bjornsen, Virginia, Minnesota. Ursprünglich.« Dann deutet er auf einen Gullydeckel hinter mir. »Die deutschen Soldaten haben während des Aufstands Brandbomben und Sprengstoff in die Kanalisation geworfen, um die Luft herauszusaugen und alle zu töten, die sich dort unten aufhielten, wussten Sie das? Aber sie haben sich nie selbst dort hinabgewagt. Die polnische Widerstandsbewegung nutzte die Kanalisation, um sich unter der Altstadt voranzubewegen, und die Deutschen wurden zunehmend paranoid, weil die Leute direkt vor ihren Augen verdufteten und an anderen Orten wieder auftauchten. Deswegen haben

sie die Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Um ganz sicher zu sein. Das Interessanteste an dieser Stadt ist das, was unter ihr lag.«

DIE BAR IM WARSCHAUER Hilton bemüht sich, mittels Dunkelheit eine entspannte, aber zweifellos exklusive Atmosphäre zu schaffen, in tiefen Rottönen, mit Deckenlampen, die an aufgespießte Ohrenquallen erinnern, als Design innovativ, aber auch verstörend, was den jungen Barkeeper jedoch nicht davon abzuhalten scheint, bei der Arbeit einen formidablen Abend zu verbringen, vielleicht auch, weil der Raum so leer ist, dass er genug Zeit hat, umherzuscharwenzeln, die Gäste am Tisch zu bedienen und im selben Atemzug ein bisschen zu plaudern. Er ist für fast alle Gesprächsthemen offen und nicht in Eile und nimmt die Herausforderung, Drinks auf der Basis individueller Vorlieben zu mixen, mit der gleichen Dankbarkeit an wie Bestellungen von fachlich todlangweiligen Mojitos oder zwei Gläsern Rotwein, wie wir sie von unseren tiefen tangfarbenen Sesseln am Fenster aus ordern.

»Ich kann es nicht oft genug betonen«, sagt Bjornsen, sobald er ein Glas hat, um mit mir anzustoßen, »was Sie erreicht haben – oder kurz davor sind zu erreichen, da oben in Onkalo –, das ist, was soll ich sagen ... unübertraffen? Wirklich, bravo. Sie müssen stolz sein?«

»Schon«, sage ich und lasse mein Glas gegen das seine klingen. »Wobei es eigentlich wenig mit Stolz zu tun hat, ich weiß nicht, ob wir das so sehen. Ich würde eher sagen, es ist Erleichterung. Darüber, dass wir so weit gekommen sind und alle Analysen für uns zu sprechen scheinen.«

»Die Rechnung ist also aufgegangen?«

»Sieht ganz so aus.«

»Immer gut, wenn das der Fall ist, immer gut. Und Sie sind in Finnland geboren und aufgewachsen, nehme ich an?«

»Nein, zugezogen. Aus Norwegen. Wir sind vor, lassen Sie mich überlegen, fast elf Jahren dorthin gegangen. Aber wenn ich

Finnland in einem Satz beschreiben müsste, würde ich sagen, es ist wie eines dieser Weihnachtsgeschenke, mit denen man erst nichts anzufangen weiß, und später fragt man sich dann, wie man je ohne sie leben konnte. Nehmen Sie die Sauna ernst, falls Sie jemals dorthin fahren, das wäre mein heißer Tipp. Erwähnenswert ist auch, dass eigentlich alles außer Brot und Krabben mit Messer und Gabel gegessen werden sollte. Und dass der klassische amerikanische Klaps auf den Rücken dort drüben als schlimmer Fauxpas gilt.«

Bjornsnsens grobes Lachen wirkt förmlich, nicht wie ein spontaner Ausdruck echter Amüsiertheit. Er nickt, während er die Augenbrauen so weit hochzieht, dass sie fast in der Luft schweben. »Norwegen also?«

»Ja, Stavanger, an der Südwestküste. Weit weniger exotisch.«

»Oh, Stavanger«, sagt er übertrieben verträumt, »da war ich schon ein paarmal. Eine schöne Stadt, wirklich schön.«

»Sie waren da?« Das überrascht mich jedes Mal aufs Neue.

»Klar. Im Zusammenhang mit der ONS. Sie wissen schon, die Ölmesse? Auch eine Branche, die nicht ganz frei von Müll ist. Ich war dort, um ein paar Ratschläge aus unserem Fach zu teilen. Und um Verwandte zu besuchen, wenn man sie immer noch so nennen kann, die Verbindungen werden immer brüchiger. Aber die Geschichten über den weitaus glücklicheren Familienzweig, der schlau genug war, nicht nach Amerika auszuwandern und sich vom Staub der Eisenerzminen bei der Mesabi Range Asthma zu holen, waren in meiner Kindheit allgegenwärtig. Wir hatten Schränke mit Rosenmalerei im Wohnzimmer, als Erinnerung daran, dass wir an einem anderen Ort hätten leben können, und eine alte Reisekiste, über deren Ursprung eine gewisse Uneinigkeit herrschte und die auch deshalb eine ziemlich umfassende Nostalgie verbreitete. Mein Vater versuchte sogar, Norwegisch zu lernen und uns am 17. Mai ein paar alte Lieder vorzusingen, aber es klang leider eher, als würde er in Zungen reden.«

»Also kommen Ihre Verwandten aus Stavanger?«

»Nicht ganz. Ursprünglich stammen sie aus dem Osten des Landes, glaube ich. Von einem Hof in der Nähe der Telemark. Von da aus wanderten sie irgendwann in den 1870er-Jahren auch aus, mit einem Schiff nach New York, und alles, was sie nicht zu Hause zurückließen, hatten sie sorgfältig in besagter Kiste verstaut. Eine ganz schön abenteuerliche Reise, wenn man sich erst einmal damit beschäftigt und etwas darüber liest, eine ganz schön abenteuerliche Geschichte. Ziemlich dramatisch, muss ich sagen. Diese Leute strichen nicht die Segel, wenn ein paar Regentropfen fielen, um es so zu sagen. Sie hielten dem Sturm stand. Aber einige blieben also in Norwegen, weil sie nicht weg wollten oder -konnten, und der letzte noch lebende Zweig dieser Familie ließ sich Ende der Siebzigerjahre in Stavanger nieder. An einem Ort namens ... wie hieß er noch? Ach ja, Forus. Wo die meisten Ölfirmen ihre Hauptsitze haben, wenn ich es richtig verstanden habe.«

»Da bin ich aufgewachsen«, sage ich leicht schockiert.

Bjornsen verschränkt die Hände hinter dem Kopf und lehnt sich zufrieden im Sessel zurück. »Wie klein doch die Welt ist, oder? Sieh einer an. Ein wundervoller Ort. Mit dem Fjord und allem.«

»Sie sind wahrscheinlich der Erste, der Forus wundervoll findet.«

»Machen Sie es nicht schlechter, als es ist. Ich hätte mir gut vorstellen können, da zu wohnen. Ein kleines Haus am Fjord oder so ähnlich, wobei die Häuser am Wasser, die ich gesehen habe in ... *Gausel?*« Er sieht mich fragend an, als er den Namen so erbärmlich ausspricht, dass ich mir ein Grinsen verkneifen muss, aber die Verblüffung über seine offensichtliche Ortskenntnis überwiegt am Ende. »Diese Häuser waren nicht gerade bescheiden«, sagt er. »Mit Öl lässt sich anscheinend mehr Geld machen als in unserem Bereich. Man müsste mehrere Leben haben, Zeit für alles, finden Sie nicht auch? Aber Forus ... das war doch auch der Standort des Kubikel-Projekts, wenn mich nicht alles täuscht?«

»Mein Schwiegervater hat es geleitet, bis es eingestellt wurde. Er ist auch gerade hier auf der Konferenz.«

»Dann ist die Welt ja sogar noch kleiner«, sagt Bjornsen, nun aufrichtig verzückt. »Na, das erklärt vermutlich auch Ihre Berufswahl. Meine – tja, ich bin nicht ganz sicher, wie ich sie nennen soll, bei uns hieß sie immer nur Tante Blom, obwohl sie streng genommen wohl eher eine Cousine dritten Grades oder Ähnliches ist –, meine einzige noch lebende Verwandte jedenfalls wohnte die meiste Zeit ihres Lebens in Forus. Jetzt ist sie allerdings im Seniorenheim Ihrer Stadt untergebracht, ich erinnere mich nicht mehr an den Namen, irgend etwas mit einem Leuchtturm, Sie wissen sicher, wovon ich spreche? Wie dem auch sei, sie ist schon über 80 und, wie soll ich sagen, *nicht mehr ganz im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte*, aber sie spricht immer noch voller Wärme von diesem Ort. Von Forus. Wie es früher einmal war. Und erst recht über die Kinder dort, von denen sie all diese guten, ganz klaren Erinnerungen hat.« Er sieht mich unverwandt an, als würde er eine Reaktion erwarten, doch als sie ausbleibt, fährt er lächelnd fort. »Deshalb habe ich nach meinem letzten Besuch bei ihr ein Taxi dorthin genommen, Sie wissen schon, um sozusagen auf den Spuren meiner Vorfäder zu wandeln. Und um zu sehen, wie sie lebten. Wer weiß, vielleicht sind Sie ihr sogar in jungen Jahren begegnet? Gerda Blom hieß sie.«

Ich runzle die Stirn und starre zur Decke, als würde ich angestrengt in meinem Gedächtnis kramen, ehe ich sage: »Ich glaube nicht, aber wer weiß«, und ich bin nicht sicher, warum ich das mache, anstatt ihm zu sagen, dass ich mich natürlich an sie erinnere, dass sie in dem Waldstück auf der anderen Seite der Bahngleise neben den stillgelegten Kornsilos wohnte. Doch ich spüre, wie mein Herz schneller schlägt und mir unwohl wird.

Cecil Bjornsen trinkt noch einen Schluck Wein, sieht mich an. Der Barkeeper lächelt vor dem Tresen vor sich hin und bewegt die Lippen zu einem langsamen Lionel-Richie-Song.

»Magische Orte, diese Vorstädte«, sagt Bjornsen beinahe

träumerisch. »Es gibt nicht viele Freizeitangebote, deshalb denkt man sich selbst etwas aus, stimmt's? In den Nebenstraßen und hinter der Nachbarhecke. Meine Tante hat mir von ein paar Jugendlichen erzählt, die ihr einmal geholfen haben, ihren Hund zu suchen«, fährt er fort. »An Silvester, ein schwarzer Schäferhund war es wohl. Aus irgendeinem Grund hatten sie einen besonderen Eindruck bei ihr hinterlassen, diese Jugendlichen. Ziemliche Schlawiner, die aber nicht wie alle anderen bis zur Besinnungslosigkeit Partys feierten. Sie müssten jetzt in Ihrem Alter sein. Wie hießen sie noch? Hmhmhmhmh. *Jonathan*, glaube ich. Hieß nicht einer von ihnen Jonathan?«

Plötzlich mag ich ihn nicht mehr. Ich bin völlig verwirrt, und mir ist schlecht.

»Verstehe.« Er sieht mich wieder direkt an. »Irgendwie habe ich das Gefühl, Sie hätten ihn auch gekannt? Noch ein Glas Wein?«

»Leider nicht«, lüge ich.

»Sicher? Nach allem, was meine Tante mir erzählt hat, trieben sie sich in den Gebäuden im Industriegebiet herum und solche Sachen. Dieser Jonathan hatte wohl auch einen Vater, der stadtbekannt war, ein Friseur, den nicht nur meine Tante Blom sehr schätzte. Nach allem, was sie erzählte, verpasste er den ganzen feinen Frauen in Forus dieselbe Frisur, was ich mir ziemlich amüsant vorstelle, oder? Klingelt immer noch nichts?«

»Tut mir leid. Ich kenne ihn nicht.«

Bjornsns Gesicht verändert sich, wird grimmiger. Er starrt mich lange an, bevor er in die Hände klatscht und mit einem sehr endgültigen Schluck sein Weinglas leert.

»Wie bedauerlich.« Dann lächelt er, aber es ist ein völlig ausdrucksleeres Lächeln. »Aber nicht schlimm. Ich dachte nur, ich könnte mit ein bisschen Lokalwissen über Ihren Ort punkten, den ich so gerne besucht habe. Vermutlich gab es dort mehr Friseure und Leute mit diesem Namen, als man überschauen kann. Verdammt, ich erinnere mich ja kaum noch daran, wie das Nachbarsmädchen in der 8½-Straße hieß. Obwohl ich mich

erinnere, dass ich meine Hände unter ihren Pulli stecken durfte, als ihre Eltern bei der Arbeit waren, und dass wir unsere Mathehausaufgaben nie erledigten. Seltsam, woran wir uns erinnern und was wir vergessen, oder? Als wäre das Leben zu viel, um sich alles zu merken. Na ja. Wie dem auch sei. Allmählich wird es nicht nur ziemlich spät, sondern sogar ziemlich früh, deshalb sollte ich mich zurückziehen.« Er steht auf und legt sich den Mantel über den Arm. »Vielleicht können wir uns ja nach Ihrem Vortrag morgen noch ein bisschen unterhalten? Es war jedenfalls ein großes Vergnügen, Sie kennenzulernen.«

»Ja, natürlich«, sage ich.

»Also gut, wie sagt man so schön: Gute Nacht. Und viel Erfolg.«

IM HOTELZIMMER SCHAFFE ICH es nicht sofort, mich wie geplant bettfertig zu machen, stattdessen gehe ich nervös zwischen Bad und Bett hin und her, außerstande, mich zu entscheiden, was jetzt das Richtige wäre. Ich lande am Fenster und bei der Aussicht. Zu sagen, ich wäre besorgt, trifft es nicht ganz, ängstlich auch nicht; es ist lediglich ein beunruhigendes Gefühl, dass mir gerade etwas widerfahren ist, was ich verpasst oder nicht richtig verstanden habe.

Und Forus. Ich war seit dem Beginn des neuen Jahrtausends nicht mehr da. Kein einziges Mal. In Stavanger schon, aber nicht dort draußen, schon seit Jahren nicht mehr, ich habe es sogar bewusst vermieden. Das letzte Mal: Wir trugen vorsichtig die Kiste aus dem Haus, stellten sie ins Auto und fuhren davon, Jonatan und ich, an einem Vormittag im Jahr 1998, ich weiß noch, wie ich absichtlich nicht ein letztes Mal in den Rückspiegel sah, bevor wir auf die Hauptstraße abbogen. Ein paar Tage später hatten wir alle die Stadt verlassen, einer nach dem anderen von uns ging weg. Erst Peter, dann Ebba, anschließend ich und am Ende Jonatan.

Merkwürdig, dieses Wort wieder zu hören.

Forus.

Ich dachte, ich hätte damit abgeschlossen, ich kann mich nicht mal mehr erinnern, wann Ebba oder ich diesen Ort zuletzt erwähnt haben.

Vom Hotelfenster aus wirkt die Straße lautlos, abgeschaltet. Die Stadt, die es angeblich nicht gibt, liegt im Tiefschlaf versunken auf der Seite. Acht Stockwerke weiter unten kommt hin und wieder ein Auto vorbei, von richtigem Verkehr kann nicht die Rede sein, und durch das dicke Glas höre ich ihn sowieso nicht, es könnten auch einfach nur Objekte sein, die sich vor meinen Augen bewegen. Ein junges Paar fährt auf einem Fahrrad durch die Grzybowska, er tritt, sie sitzt auf dem Gepäckträger, seitlich, mit Rucksack, langem schwarzem Haar und etwas in den Armen, das aussieht wie ein kleiner Hund; das minimalistischste Paar der Welt beim Umzug oder nur ein weiterer sterbender Hund auf dem Weg zu einem Tierarzt mit Nachtdienst irgendwo in der Stadt, schwer zu sagen.

Auf der anderen Straßenseite wird ein weiteres Hochhaus gebaut, bedeckt von einem Gerüst und schief hängenden Brandschutznetzen, die an einigen Stellen gerissen sind, zu oft wieder verwendet von groben Arbeitshänden, die sich nicht die Mühe gemacht haben, sie wieder und wieder vorsichtig genug aufzuhängen. Der Boden ist von Sand und Kies bedeckt, von umgefallenen Kabeltrommeln und Pflastersteinen, die aus dem Bürgersteig gerissen wurden, um Platz für neue zu machen, weshalb die Baustelle einem Schlachtfeld gleicht, einer Kopie dessen, wie einst die ganze Stadt aussah. Gerade arbeitet niemand dort, die Fertigstellung eilt nicht genug, als dass eine Nachschicht geboten wäre, also hängen alle Bauhelme irgendwo an Haken und warten auf den nächsten Morgen, der nicht weit entfernt ist, er wird mit Baggern und kreischenden Gerüstaufzügen anrücken; aber diese Stadt hört nicht zum ersten Mal Lärm.

Ein Taxifahrer hält bei der Tankstelle an der Kreuzung, geht hinein und kommt ein paar Minuten später mit etwas in der Hand heraus, das wie eine Wurst aussieht. Soweit ich es aus dieser Entfernung identifizieren kann. Eine vermeintliche Wurst. Er

geht auf den kleinen Grasflecken nebenan und bleibt lange stehen und betrachtet sein Essen, unmöglich zu sagen, ob es daran liegt, dass er die ganze Nacht auf diesen Augenblick gewartet hat und jetzt im Glück badet, sich ein paar Minuten wohlverdiente Pause zu gönnen, oder ob ihn der Anblick dessen, was er in den Händen hält, sofort abstößt und denken lässt, so wollte er nie enden, so wollte er nie werden, nie wollte er mitten in der Nacht vor einer Tankstelle stehen und diesen Fraß hinunterwürgen, um einen weiteren Tag zu überstehen. Dann führt er sein Essen endlich zum Mund und hebt dabei den Blick zur Seitenwand eines verfallenen und verlassenen Wohnhauses in der Wronia, um das sich seit dem Brand 44 niemand mehr gekümmert hat. Alle Fenster fehlen und sind mit feuchten OSB-Platten bedeckt, aber die große Wand ist komplett türkis gestrichen und mit einem riesigen Gemälde von einer schwangeren Frau in rotem Rock und Oberteil verdeckt, sie hat die Hände auf ihren Bauch gelegt und starrt den Taxifahrer vorwurfsvoll und zugleich mutig an. Erst glaube ich, es wäre irgendeine afrikanische Kunst, deren Bedeutung sich mir verschließt, doch dann sehe ich das Rak'n'Roll-Logo daneben und erkenne es vom Flughafen wieder, eine Werbung für eine Stiftung, die Krebspatienten hilft, und diese spezielle Kampagne thematisiert offenbar das Dilemma: Was ist, wenn du schwanger bist, aber gleichzeitig todkrank? Der Taxifahrer blickt wieder auf seinen Imbiss hinab. Dann auf die Uhr. Und dann ein letztes Mal auf das Wandgemälde, ehe er sich abwendet, das Essenspapier zerknüllt, zu seinem Auto geht, den Motor startet und davonfährt.

Ich gehe ins Bad, um mir die Zähne zu putzen, dann überlege ich es mir anders, verlasse es wieder und setze mich auf die Bettkante, schalte den Fernseher ein. Irgendwie werde ich nicht schlau aus der Fernbedienung, ich kann den Kanal nicht wechseln, entweder schalte ich aus oder AV2 ein, was inhaltlich aufs Gleiche hinauskommt, ich bleibe trotzdem sitzen und sehe einen polnischen Film ohne Untertitel, der vielleicht von einem Mann handelt, der Geldsorgen hat und sein Auto verkaufen

möchte oder der sich einfach nur wünscht, dass möglichst viele Leute einen gründlichen Blick auf sein Auto werfen und ihm Bescheid geben, wenn sie irgendetwas finden, das er beim Händler reklamieren kann. So oder so wirkt er zunehmend verzweifelt, was auch meine Unruhe verstärkt, weshalb ich schließlich ausschalte, nur um festzustellen, dass die neue Stille im Raum noch schlimmer ist. Ich bilde mir ein, jemanden draußen auf dem Flur zu hören, Schritte, die sich nähern und innehalten, entweder vor meiner Tür oder ganz in der Nähe. Und kein Geräusch von Schlüsselkarten, die hervorgezogen werden, oder von sich öffnenden Türen. Ich bewege mich nicht, sehe nur zur Tür hinüber, mit der Fernbedienung in der Hand, unsicher, ob ich den Fernseher wieder einschalten soll oder hinübergehen, um durch den Spion zu spähen. Beides wirkt wie eine schlechte Idee. Ich stehe auf, ohne mich zu bewegen, unfähig, auch nur eine einzige Entscheidung zu treffen, bis ich höre, wie sich die Schritte draußen entfernen und verschwinden. Es könnte jeder gewesen sein. Mehrere Minuten verharre ich so und warte darauf, dass die Person zurückkommt, ehe ich doch eine Entscheidung treffe und den Fernseher wieder einschalte, obwohl ich es eigentlich nicht will. Mittlerweile hat der Typ im Film ein Fahrrad, allerdings bin ich mir nicht sicher, ob sein Leben dadurch besser geworden ist; die Art und Weise, wie er in die Pedale tritt, erscheint mir irgendwie ziemlich verbissen und resigniert. In mehreren Szenen weint er heftig, einmal sogar während des Radfahrens, mir fällt auf, dass ich eine solche Kombination nie selbst erlebt habe, und mir kommt der Verdacht, dass so etwas nur im Film passiert.

Als ich mich endlich hinlege, ist es nach 4. Die Sonne geht auf.



Dann, endlich, und weil er gern an Zahlen in ihrer Universalität dachte, nicht an Zahlen im Sinne von *Geld*, sondern an Zahlen als Ziffern, nicht direkt als komplexe Größen, sondern viel eher

als behagliche Berechnungen, weit jenseits der Schmerzgrenze dessen, womit er sich sonst tagein, tagaus befasste, saß Jonatan Madland 2018 auf der Nock des Schiffes – er und die anderen nannten es konsequent *das Boot* –, wo eine vereinfachte Kopie des Radargeräts angebracht war, die dem Kapitän und dem lokalen Lotsen half, wenn sie 250 Tonnen in einer Kombination aus Präzision, Anmut und Effizienz am Kai anlegten, schloss die Augen und imaginierte alle möglichen TEU-Konstellationen auf dem Containerschiff, auf dem er sich befand, der Mee-Kwon Taipan, die erst in sechs Stunden aus dem Hafen Yangshan auslaufen würde. Zuallererst musste er sich die Anzahl der zu verladenden TEU vorstellen, dann deren Gesamtgewicht. Alles dreht sich um TEU, sonst zählt nichts. Die Abkürzung ist die branchenübliche Bezeichnung der Container und steht für *Twenty-foot Equivalent Unit*, was wohl einiges über den Einfallsreichtum der Frachtschifffahrt verrät. Trotz internationaler Normen wie ISO 6346 zur Codierung, Identifizierung und Kennzeichnung von Seefrachtcontainern weltweit – unter Aufsicht des 100 % humorbefreiten Bureau International des Containers et du Transport Intermodal (BIC) – und wenngleich die Container in verschiedenerlei Größen und Formen existieren und in einem fort hin und her verschifft werden, jeder einzelne mit offizieller Kennung nach ISO-6346-Standard, ist der schwammige Name TEU im Grunde die einzige Bezeichnung, die für sämtliche Container gilt. Und das, obwohl es sich bei der überwältigenden Mehrheit von TEU in Wahrheit um 40-Fuß-Container handelt, acht Fuß hoch/breit (bei Verladung wird jeder als zwei TEU berechnet), und auch zunehmend mehr 60-Fuß-Container, die niemand gern verstaut und für die sich bisher auf nur eine einzige allgemeingültige Beschreibung geeinigt werden konnte: »lästig«. Jonatan sprach *Yángshān Shènshuǐ Gǎng* mit der gleichen entspannten Selbstverständlichkeit auf Mandarin aus, mit der seine Eltern die Worte *Bob Dylan* artikuliert hatten, weil seine Mundmuskulatur die Bewegungen verinnerlicht hatte und kaum noch Energie an die Aus-

sprache verschwenden musste. Anhand der TEU-Gesamt- sowie der Bruttoraumzahl lässt sich, unter Berücksichtigung der Route und der Zwischenstopps, der Treibstoffverbrauch berechnen. Aber schreib die Zahlen nicht auf, schließlich willst du lernen, sie im Kopf zu überschlagen und galant mit ihnen zu jonglieren. Lass dir Zeit, dann schaffst du es irgendwann. Und sei dir gewiss, dass die faktischen Kalkulationen vor Verladung und Abfahrt des Schiffs von Experten erstellt werden, die sich mit Hydrostatik und digitalen Ladungsrechnern wie MACS₃ sowie EDI-Dateien auf einem Niveau auskennen, das du ohnehin niemals auch nur annähernd beherrschen wirst. Jonatan war 27, als er 2006 nach Shanghai kam, nach einem zwölfstündigen Flug aus London, selbstverständlich in der Economy Class, was offenbar ganz essenziell war, wenn man das erste Mal auf Kosten der Reederei flog, eine Art Übergangsritual, bei dem es sympathischerweise nicht darum ging, über diejenigen die Nase zu rümpfen, die sich die Businessclass oder First Class nicht leisten konnten, sondern darum, dass man wie gerädert in Shanghai eintraf, nach einem halben Tag auf einem Mittelsitz oder an einem der Fenster an den Notausgängen in Reihe 33 der Boeing 747, mit der die meisten via London flogen, wobei von einem Fenstersitz kaum die Rede sein konnte, schließlich befand sich die Reihe fast einen Meter hinter dem Notausgang, wo man zwar zusätzliche Beinfreiheit genoss, aber aus unerfindlichen Gründen fürchterlich frieren musste (man hatte also die Wahl, sich entweder mit kaltem Schweiß unter den Achseln zum Reiseziel durchzubibbern oder sich die Blöße zu geben, um eine Decke der Fluggesellschaft zu bitten, die vor Abflug in Plastikfolie verpackt worden waren, damit sie wenigstens den Anschein einer oberflächlichen Reinigung erweckten, und unter denen die Passagiere wie Obdachlose oder gar Schiffbrüchige aussahen), und als wäre das nicht strapaziös genug, war der Sitz obendrein drei Daumen schmäler als die anderen, und sowohl der Klapptisch als auch der Monitor für das Bordunterhaltungsprogramm befanden sich in der Armlehne, was das Ausklappen